

Resilienz bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund

von

Andrea Michel

Aus: Erich Marks & Wiebke Steffen (Hrsg.):
Starke Jugend – Starke Zukunft
Ausgewählte Beiträge des 12. Deutschen Präventionstages
Forum Verlag Godesberg, Mönchengladbach 2008, Seite 95-106

ISBN 3936999457 (Printausgabe)
ISBN 978-3936999457 (E-Book)

Andrea Michel

Resilienz¹ bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Teil 1 Ressourcen und Resilienz² – Überblick

Abstract

Das Konzept der *Resilienz* legt den Fokus auf die aktive Bewältigung von Risikosituationen, auf Möglichkeiten und Chancen einer erfolgreichen Gestaltung von Lebensbedingungen. Ausgangsbasis sind die Annahme, dass die gesunde Entwicklung von jungen Menschen durch ein günstiges Zusammenspiel verschiedener gefährdender und protektiver Faktoren gefördert wird und werden kann.

Für die pädagogische Arbeit gewinnt das Phänomen Resilienz insbesondere bei der Planung und Strukturierung ressourcenorientierter, präventiv wirkender Angebote zunehmend an Bedeutung. Es werden Schutz- bzw. Risikofaktoren für die psychische, physische und kognitiv-intellektuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen analysiert, die sowohl in der Person des Kindes selbst als auch in dessen familiären und sozialen Lebensumfeld angelegt sein können.

Am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) in Frankfurt am Main (<http://www.iss-ffm.de/>) wird derzeit eine Studie zu *Resilienz und Strategien der Lebensbewältigung junger MigrantInnen mit Hauptschulabschluss* durchgeführt. Mittels einer quantitativen und qualitativen Befragung werden Bewältigungsstrategien und Handlungskompetenzen von jugendlichen TürkInnen und SpätaussiedlerInnen mit Hauptschulabschluss erfasst. Dabei werden Faktoren der Integration in Bildungseinrichtungen und Gleichaltrigengruppen,(Aus-)Bildungswege sowie familiäre Rahmenbedingungen berücksichtigt.

Insgesamt scheint es unerlässlich, sich von stark personenbezogenen Faktoren zu entfernen und den Blick auf Familie, Peer, Schule, Arbeit, Unterstützungsangebote, nachbarschaftliche Gemeinschaften und andere „Nischen“ mit bestimmten Unterstützungskonstellationen auszuweiten. Im Rahmen der ISS-Studie werden Handlungskonzepte für die (professionellen) Hilfesysteme entwickelt, um die Potenziale der Jugendlichen und ihrer Familien gezielt fördern zu können.

¹ **Informationen zum Thema Resilienz auch beim Mitreferenten Prof. Dr. Michael Fingerle (Johann Wolfgang Goethe-Universität, FB Erziehungswissenschaften, Institut für Sonderpädagogik in Frankfurt am Main.)** oder siehe: Opp, Günther/Fingerle, Michael (Hg) Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz (2. völlig neu bearbeitete Auflage). München: Ernst Reinhardt Verlag 2007

² „Unter Resilienz wird die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen“ (Welter-Enderlin, 2006, S. 13).

Kennzeichen von Resilienz

Das Phänomen unauffälliger Entwicklung trotz vielfach belastender Lebensumstände wird derzeit unter dem Begriff *Resilienz* diskutiert. Der Begriff „Resilienz“ meint Widerstandsfähigkeit, Elastizität, Strapazierfähigkeit. Der Ansatz ist ressourcen- und fähigkeitenorientiert, der Fokus auf aktive Bewältigung von Risikosituationen gerichtet. Es geht darum, was „Kinder und Jugendliche gestärkt hat“, und nicht mehr nur darum, was sie für Probleme und Schwierigkeiten haben. Auch das Zusammenspiel der Ebenen Kind bzw. Jugendlicher, Familie, soziales Umfeld und gesellschaftliche Rahmenbedingungen finden Berücksichtigung in den Forschungen zu Resilienz und Ressourcen.

Die Spannweite des Konzepts umfasst die positive Entwicklung trotz belastender Lebensumstände sowie die schnelle Erholung von traumatischen Erlebnissen. In einem dynamischen Entwicklungsprozess werden altersangemessene Fähigkeiten und Kompetenzen erworben und erhalten. Resilienz bedeutet keine stabile Immunität gegenüber negativen Ereignissen, sondern kann über Zeit und Situation hinweg variieren. Das bedeutet auch, dass Resilienz nicht alle Verhaltens- und Erlebensbereiche eines Kindes betreffen muss. Da es sich nicht um eine „einheitliche“ Persönlichkeitseigenschaft handelt, kann resilientes Verhalten nicht von einem bestimmten Lebensbereich auf einen anderen Bereich übertragen werden, Resilienz ist „multidimensional“.

Resilienz ist keine per se vorhandene Persönlichkeitseigenschaft, sondern entwickelt sich in konkreten Lebenssituationen. Die Wirkungszusammenhänge sind von der Stärke der Risiko- und Schutzfaktoren abhängig, aber auch von genetischen Anfälligkeiten, kognitiven Voraussetzungen, früheren biografischen Umständen und (vorteilhaften) Wendepunkten. Ein Kennzeichen positiver Bewältigung von Risikosituationen ist beispielsweise, wenn die Kinder eine aktive Selektion der Umwelt betreiben und sich vom belasteten Elternhaus distanzieren, indem sie sich neue Freunde suchen oder sich der Lieblingslehrkraft anvertrauen. Gleichzeitig lassen sich protektive Auswirkungen nicht vorhersagen, da die Wirkungen und Wechselspiele sehr individuell sind und systemisch gedacht werden müssen. Resilienz wird nicht einmal erworben und lebenslang behalten sondern ist eine variable Größe. Der Wiederaufbau nach Schicksalsschlägen ist oft unvollständig und zuweilen entsteht eine steigende Verwundbarkeit.

Die positive Entwicklung von jungen Menschen kann durch ein günstiges Zusammenspiel verschiedener gefährdender und protektiver Faktoren gefördert werden. An dieser Stelle setzen (sozial-)pädagogische Förderkonzepte an. Für die pädagogische Arbeit gewinnt das Phänomen insbesondere bei der Planung und Strukturierung ressourcenorientierter, präventiv wirkender Angebote zunehmend an Bedeutung. „Die größten Chancen entstehen, wenn es gelingt, entwicklungsfördernde Settings zu schaffen und Beratungsangebote für die flexible Gestaltung des Passungsverhältnisses zwischen Ressourcen und Umwelten machen zu können“ (Fingerle, 2007, S. 308).

Was kennzeichnet diese Kinder, die vergleichsweise gut in schwierigen Lebenssituationen zurecht kommen? Kinder, die überraschend stabil aus schwierigen Situationen hervorgingen, wurden in den ersten Studien zu Resilienz häufig als „unverwundbar“ oder als „Superkids“ betrachtet. Dieser Zusammenhang muss nach heutigem Diskussionsstand als nicht zutreffend beurteilt werden. Es geht nicht um den unverwundbaren Menschen, sondern um einen Menschen, der trotz starker Krisen relativ stabil bleibt. Dieser Mensch braucht aber Ressourcen auf personaler, familialer, sozialer und gesellschaftlicher Ebene, um mit schwierigen Lebenslagen dauerhaft konstruktiv umgehen zu können. Es kann nicht damit getan sein, nur die Fähigkeit des Einzelnen zu trainieren, um mit widrigen Umständen zurechtzukommen. Ebenso muss an der Veränderung widriger Umstände und der Stärkung förderlicher Bedingungen gearbeitet werden, um nicht den Ball an die Unterstützungsbedürftigen zurück zu spielen. Weiterhin gibt es vielfältige Hinweise auf die Bedeutung sozialer Netze: „Wer einsam und allein ist, hat es schwer, resilient zu sein bzw. zu werden“ (Gragert & Seckinger, 2007, S. 131).

Studien aus dem Bereich der Resilienzforschung (Auswahl)

Als „Pionierstudie“ der Resilienzforschung gilt die Längsschnittstudie von Werner und Smith, die in den 1950er Jahren startete und einen kompletten Geburtsjahrgang der Hawaiianischen Insel Kauai über Jahrzehnte hinweg befragte. Ein zentrales Ergebnis war, dass ein Drittel der Befragten multiplen Risikofaktoren ausgesetzt war, worauf die meisten mit Verhaltensstörungen reagierten. Allerdings entwickelten sich auch mehr als ein Drittel dieser „belasteten“ Jugendlichen zu „normalen“, leistungsfähigen und kompetenten Erwachsenen.

Laucht, Esser und Schmidt untersuchten im Rahmen der „Mannheimer Risikokinderstudie“ die Frage, welche Kinder besonders entwicklungsgefährdet bzw. geschützt sind. Auch diese Studie begleitete eine ausgewählte Kohorte (N= 384) längsschnittlich von der Geburt bis ins Jugendalter. Ein zentrales Ergebnis war die Bedeutung von frühkindlichen Belastungen für die kindliche Entwicklung. Bis ins Grundschulalter sind die Auswirkungen unvermindert nachweisbar.

Die Bielefelder Invulnerabilitätsstudie von Lösel und Bender erforschte konkret als „resilient“ eingestufte Jugendliche in Heimbetreuung. Die Jugendlichen kamen aus so genannten Multi-problemmilieus und wurden von ihren BetreuerInnen im Hinblick auf ihre Bewältigungskapazitäten eingestuft. 66 junge Menschen wurden quer- und längsschnittlich befragt und mit einer Vergleichsgruppe mit ähnlichen Belastungen aber ausgeprägten Verhaltensstörungen kontrastiert. Die Ergebnisse zeigten zum einen, dass die Einschätzungen der ErzieherInnen in hohem Maße mit den Ergebnissen der Testverfahren übereinstimmten. Ein anderes Ergebnis war die Stabilität der Lebensbewältigung von zwei Dritteln der „Resilienten“ über den gesamten Zeitraum der Untersuchung.

Anschlussfähig an die Debatte von Ressourcenorientierung und Resilienzforschung ist auch die Diskussion um Coping bzw. Copingstrategien. Das Konzept der Resilienz weist weiterhin

einen starken Bezug zum Konzept der Gesundheitsentstehung bzw. Salutogenese auf. Im Salutogenese-Modell werden Gesundheit, aber auch Krankheit und Krankheitsbewältigung als Prozesse verstanden, die durch ein komplexes Zusammenwirken von physischen, psychischen und sozialen Faktoren bestimmt werden. Der Mensch ist also nicht entweder gesund oder krank, sondern „mehr oder weniger gesund“ bzw. „mehr oder weniger krank“. Die salutogenetische Denkweise berücksichtigt Aspekte der Prävention, indem sie auf die Stärkung von Gesundheitsressourcen als Schutzfaktoren abzielt. Die Hauptthese von Antonovsky (1997) besagt, dass die Stärkung des „Kohärenzgefühls“ der Kern der Gesundheitserhaltung ist. Dieser weist darauf hin, dass die Person sich nicht als Opfer der Umstände und ihnen ausgeliefert fühlt, sondern sich als aktiv handelnd und selbstbestimmt empfindet. Im das Konzept der Resilienz lassen sich verschiedene dieser Elemente integrieren bzw. steht hinter den genannten ein ähnliches Menschenbild.

Welche Ressourcen begünstigen eine „positive“ Entwicklung?

„Wer resilient ist, verfügt über Schutzfaktoren (sog. protektive Faktoren) und Ressourcen“. Gragert und Seckinger (2007, S. 120) differenzieren die Schutzfaktoren in Merkmale der Person selbst und in externe Faktoren, die von außen auf die Person einwirken. In einer Tabelle lässt sich das Konzept vereinfacht folgendermaßen darstellen:

Interne Ressourcen (Merkmale der Person selbst)		Externe Ressourcen (Faktoren, die von außerhalb auf die Person einwirken)		
Kindbezogene Faktoren	Personale Ressourcen (erworbene Kompetenzen und Einstellungen)	familiäre	soziale	gesellschaftliche
Angeborene/ Unveränderliche Merkmale (Geschlecht, erstgeborenes Kind, überdurchschn. Intelligenz) wird im Folgenden ausgeklammert	In der Person angesiedelt, können nicht vollständig voneinander getrennt behandelt werden.	Familie als Sozialisationsinstanz ist in vielfacher Hinsicht wichtig für die Entwicklung des Kindes: Bindung, Rückzugsräume, Erziehungsverhalten, Familiensystem.	Gleichaltrige, unterstützende Erwachsene aus erweitertem Familienkreis/ außerfamiliärem Umfeld; Einbindung in soziale Netzwerke, Engagement in Vereinen/ Verbänden.	Faktoren, die zwar objektiv gegeben sind, aber subjektiv unterschiedlich bewertet/empfunden werden.

	z.B. kognitive Fähigkeiten, Persönlichkeitsmerkmale wie die positive Wahrnehmung von Selbst und Umwelt (z.B. Selbstwert, Selbstwirksamkeit, Kohärenzsinn, Kontrollüberzeugung) Optimistische Lebenseinstellung, Temperamentsmerkmale (z.B. Humor)	1) Intensive Bindungserfahrung (Eltern-Kind-Beziehung, aber auch auf der Erwachsenenenebene (Resilienz der Eltern) 2) Unterstützungsressourcen für Belastungssituationen 3) autoritativer Erziehungsstil 4) elterliches Wohlbefinden/ Gesundheit 5) Familien als Gesamtsystem: Flexibilität, Anpassungsfähigkeit z.B. bei der Arbeitsteilung	Peer: Schutzfaktor ist Kontakt zu Peer mit gutem Sozialverhalten, enge/unterstützende Bez. zu Erwachsenen Einbindung in soziale Netzwerke: Personen, die in versch. Lebenslagen alltagsnahe Hilfe leisten bzw. bei der Bewältigung von Situationen helfen (Unterstützung als Entlastung, Qualität der Netzwerke, nicht Quantität); Engagement	Frieden, Demokratie
--	---	---	--	---------------------

Möglichkeiten und Grenzen der gezielten Förderung von Resilienz

Die Chancen und Grenzen des Resilienzansatzes sind vielfältig. Konkrete Voraussagen zu den Wirkungen bestimmter Faktoren sind jedoch nur eingeschränkt möglich, da die Resilienzförderung komplexe Systeme betrifft. Individuelle und soziale Merkmale sind häufig verflochten, gesellschaftliche Effekte diffus und schwer trennbar bzw. die subjektive Interpretation (z.B.: „Wie stark bedroht fühle ich mich von Krieg und Terror auf anderen Kontinenten?“) sehr unterschiedlich.

Es besteht noch deutlicher Forschungsbedarf was die Wirkungsweisen einzelner Einflussgrößen auf die psychische und physische Gesundheit von Menschen betrifft. Problematisch ist auch das Fehlen von einheitlicher und klarer Terminologie und methodischen Zugängen. Die Konsequenz daraus ist die mangelnde Vergleichbarkeit der Studien. Hinzu kommt ein Mangel an längsschnittlichen Studien, die eine systematische Überprüfung der Wirkmodelle von Resilienz- und Risikofaktoren erlauben würden. Auch die Fragen „Was wird unter resilientem Verhalten verstanden? Was unter erfolgreicher Anpassung?“ lassen sich mit sehr unterschiedlicher Konnotation bearbeiten. Die Formulierung bestimmter Kompetenzkriterien (welche an altersspezifischen Entwicklungsaufgaben festgemacht werden) könnte hier eine von zahlreichen möglichen Antworten sein.

Auch Vergleichbarkeiten zwischen den Lebens- und Risikolagen sind schwierig, die individuelle Abfolge, Kumulation und das Zusammenspiel von Risiko- und Schutzfaktoren und das subjektive Empfinden unterschiedlich sind.

Es reicht nicht aus, durch kind- und familienbezogene Interventionen die Resilienz erhöhen zu wollen. Das Unterfangen bleibt erfolglos, wenn nicht auch die überfamiliären Ressourcen gefördert werden und auf gesellschaftlicher/ politischer Ebene die Risikofaktoren vermindert werden. „Auch noch so resiliente Personen, die in ihrer Kindheit und Jugend mit widrigen Lebensbedingungen zurechtkommen mussten, erreichen im späteren Erwachsenenalter nie die positive Lebenssituation wie Menschen die solchen Stressoren nicht ausgesetzt waren“ (Gragert & Seckinger, 2007, S. 131f).

Insgesamt scheint es den Ansatz unerlässlich, sich von stark personenbezogenen und biologischen Faktoren zu entfernen („unverwundbare Superkids“), den Blick aber auch über „den engen Fokus auf Familie als wichtigster Nährboden für Entwicklung oder Stagnation“ (Welter-Enderlin, 2006, S. 8) hinaus zu öffnen. Auch Peer, Schule, Arbeit, Unterstützungsangebote, nachbarschaftliche Gemeinschaften und andere „Nischen“ (Fingerle, 2007, S. 304) mit bestimmten Unterstützungskonstellationen etc. können eine fördernde Wirkung haben.

Teil 2 ISS - Projekt: Strategien der Lebensbewältigung junger MigrantInnen mit Hauptschulabschluss

Fragestellung und Überlegungen zu Risikolagen

Jugendliche mit Migrationshintergrund sind besonderen sozialen Risiken ausgesetzt. Die Kumulation von Risikofaktoren kann sich stark belastend auswirken. Im Rahmen der ISS- Studie werden sowohl „Migration“ als auch „Hauptschulabschluss“ als Risiken angenommen und deren erfolgreiche Bewältigung untersucht.

Risikofaktoren und „belastende“ Lebensumstände

Mit *Risikofaktor*, *Risikolage* bzw. „belastende Umstände“ sind Entwicklungsgefährdungen gekennzeichnet die eine Krisensituation, eine längerfristige Krisenlage oder eine „chronische“ Benachteiligung bilden können. Sie ergeben sich aus dem sozialen Umfeld des Kindes und ergeben in Wechselwirkung mit psychischen Merkmalen im Rahmen der Individuum-Umfeld-Interaktion Belastungen. Weitere gravierende Belastungen können sein: Armut oder niedriger sozioökonomischer Status, aversives Wohnumfeld, chronische familiäre Disharmonie, Arbeitslosigkeit der Eltern, Alkohol- /Drogenmissbrauch der Eltern, psychische Störungen der Eltern, niedriges Bildungsniveau der Eltern, sehr junge Elternschaft, oder soziale Isolation der Familie können die Lebenslage stark beeinträchtigen, ebenso wie traumatische Erlebnisse wie (Natur-)Katastrophen, Kriegs-/Terrorerlebnisse, direkte Gewalterfahrung etc.

Risikofaktoren sind häufig mit schützenden verflochten und wirken sich im jeweiligen situativen und individuellen Kontext unterschiedlich aus, Auswirkungen sind nicht voraussagbar.

Hohe Belastungen können zu „Störungen“ führen und (in-)direkt zu Beeinträchtigungen führen, wie z.B. die Veränderung der Stressempfindlichkeit, Veränderung des Selbstkonzepts oder Beeinflussung der Wahl des sozialen Umfelds etc.

Bedeutsam für die weitere Entwicklung sind *Kumulation* der Belastungen, Abfolge der Ereignisse, Wechselwirkungen, Alter und Entwicklungsstand des Kindes, personale Voraussetzungen und Charaktereigenschaften ebenso wie geschlechtsspezifische Aspekte. Generell gilt, dass kaum ein Faktor per se als determiniertes Risiko bezeichnet werden kann, auch wenn ein mehr oder minder großes Risikopotential vorhanden ist.

Entsprechend der Korrelationen mit weiteren Faktoren können bestimmte migrationsspezifische Konstellationen zuweilen sowohl Risiko- als auch Schutzfaktoren darstellen. Bindungsmuster spielen durch ihre meist stabilisierende Wirkung eine besondere Rolle. Eine ausgesprochen enge familiäre Bindung kann z.B. kulturell bedingt sein, aber durch die Migrationssituation noch derart verstärkt werden, dass sie sowohl unterstützend als auch beengend wirkt. Ähnliches gilt zu einem etwas späteren Zeitpunkt für den Freundeskreis oder für die so genannten „Gesellungsformen“. Rein eigenethnische Netzwerke können dabei einerseits Risikofaktoren verstärken (Defizite in der deutschen Sprache, Stigmatisierung als „Ghettobildung“), andererseits aber auch als Schutzfaktoren z.B. im Bereich der Identitätsbildung wirken.

Migration per se ein potentieller Risikofaktor?

In verschiedenen Studien wurde deutlich, dass Jugendliche mit so genanntem „Migrationshintergrund“ mit besonderen Problemlagen zu kämpfen haben. Im Zusammenspiel mit weiteren Risikofaktoren erhält die Migration eine gravierende Bedeutung in der Bildung von Benachteiligungen, so dass sie als „Querschnittsrisiko“ alle Ebenen der Lebenswelt durchzieht.

Die Migrationssituation bedeutet einen gravierenden Bruch im Lebensverlauf und erfordert tief greifende Reorientierungsleistungen, wie z.B. der Verlust von Bindungen und der gewohnten Lebensumwelt sowie die Neuschaffung sozialer Netzwerke, Sprachprobleme, kulturelle Orientierungsprobleme, Status- bzw. Anerkennungsdefizite, Schwierigkeiten beim Abgleich von Normen und Werten oder rechtliche und soziale Problemlagen. Dieses Bündel an Risikofaktoren in verschiedenen Kombinationen erfährt der größte Teil der ZuwandererInnen. Häufig stehen migrationsbezogene Risiken bereits in Zusammenhang mit der Zuwanderungsgesetzgebung im Aufnahmeland, welche die Handlungsoptionen von Familien in der neuen Lebenswelt beschränken. Von Folgerisiken wie Armut sowie Anerkennungs- und Statusdefiziten ist ein großer Teil der Zugewanderten betroffen. Die Verbindung mehrerer Ebenen sozialer Benachteiligung, strukturelle Barrieren sowie familienhistorische, situative und psychische Faktoren beeinflussen und bedingen sich dabei gegenseitig und verstärken einander. Auch die zeitweise Trennung der Familienmitglieder, die in der unsicheren Migrationssituation besonders bedrohlich wirkt, zählt zu den potenziellen Risikofaktoren. Neben den erheblichen psychischen, sozialen und finanziellen Belastungen einer Trennung, steigt auch die Gefahr der Entfremdung der Familienmitglieder untereinander. Häufiger sind in der Übergangsphase zahlreiche Pendelbewegungen der Familienmitglieder.

Bei Kindern bzw. Jugendlichen treten dazu lebensphasenspezifische Problemstellungen auf, welche die Risikofaktoren verstärken können. Gerade in der Phase der Adoleszenz und Identitätssuche können sich die vielfältigen Veränderungen als besonders belastend auswirken. Sofern „günstige“ Umstände die Folgerisiken für die Familie, kann eine Migration durchaus auch Potenziale freisetzen, personelle Entwicklungschancen bieten und neue Schutzfaktoren bilden, die im Herkunftsland nicht gegeben waren.

Hauptschule per se ein potentieller Risikofaktor?

Das Bildungssystem hat durch Wissensvermittlung, Schulleistungen und deren Zertifizierung einen entscheidenden Einfluss auf die soziale Platzierung und daran geknüpfte Lebenschancen. „Mit dem einschlagen bestimmter Schul- und Ausbildungswege sind klare Unterschiede im Hinblick auf Einkommenschancen, Aufstiegsmöglichkeiten und Beschäftigungssicherheit im weiteren Berufsleben verbunden“ (Becker, 2006, S. 481)

Der Hauptschulabschluss gilt heute als Mindestvoraussetzung für den Beginn einer Ausbildung im Rahmen des dualen Ausbildungssystems, für den Eintritt in bestimmte Berufsfachschulen, Fachschulen oder Einrichtungen des zweiten Bildungsweges. Dennoch haben die HauptschulabsolventInnen angesichts der angespannten Arbeitsmarktsituation nur geringe Chancen, den Übergang in reguläre Erwerbsarbeit erfolgreich zu bewältigen. In der öffentlichen Debatte, wird die Hauptschule oft verkürzt als „Restschule“ bezeichnet. Der Grund hierfür liegt nach Gudjons darin begründet, „dass der Besuch der Hauptschule selten durch freie Entscheidung für ein hauptschulspezifisches Konzept zu Stande kommt, sondern weitgehend Folge eines negativen Ausleseprozesses ist“. Dieses Erleben von Ausgrenzungsprozessen verknüpft mit der relativen Aussichtslosigkeit auf den erfolgreichen Übergang in Arbeit kann sich als Risikofaktor auf die Jugendlichen auswirken.

Das Schulsystem ist durchlässig nach oben und unten, meist sind die Übergänge allerdings abwärts gerichtet. Laut Nationalem Bildungsbericht kommen in den alten Bundesländern auf ein Aufwärtswechsel vier Abwärtswechsel. Neben dem Versagens- und Frustrationserlebnis im Rahmen dieses Wechsels kommen noch Integrationsprobleme der Quereinsteiger in der Klasse, Neupositionierungen und Orientierungen.

Auch der Übergang in Ausbildung ist prekär, denn laut Bundesagentur für Arbeit (BA) waren fast 50 000 Jugendliche (Ende 2006) ohne Lehrstelle. Nur jede dritte Lehrstelle ist mit einem Hauptschüler besetzt. Denn aufgrund der Knappheit der Ausbildungsplätze werden oft höher zertifizierte SchulabgängerInnen bevorzugt.

Kumulation der Risikofaktoren „Migration“ und „Hauptschulabschluss“

Die Ergebnisse des Datenreports 2006 belegen eine „eklatante Schlechterstellung von Migrantinnen und Immigranten sowie von deutschen Kindern nach sozialer Herkunft bei der Bildungsbeteiligung und beim Erwerb von Bildungszertifikaten. ... Des Weiteren erhalten Migrantenkinder häufiger eine Bildungsempfehlung für Haupt- und Sonderschulen. Ausländische Jugendliche besuchen überdurchschnittlich häufig die Hauptschule und verlassen diese

häufiger vorzeitig ohne Schulabschluss mit vergleichsweise geringen Anschluss Möglichkeiten beim Übergang in die Berufsausbildung.“ (Becker 2006, S, 481)

Bildung ist in vielerlei Hinsicht eine wichtige Voraussetzung für die soziale Integration der Jugendlichen, besonders aber auch der von Migranten in relevanten Bereichen der Lebensführung. Ein kleiner Niveauunterschied am Anfang des Bildungsverlaufs kann mit großen Ungleichheiten im weiteren Verlauf des Lebens enden kann.

Folgerungen sowie konzeptionelle Grundlagen für die Projektarbeit

Trotz risikobehafteter Rahmenbedingungen entwickeln einige Jugendliche konstruktive Lebensbewältigungsstrategien. Im Fokus des Projektinteresses sind die spezifischen „positiven“ Lebensstrategien für junge Menschen mit Migrationshintergrund und Hauptschulabschluss. Den konzeptionellen Hintergrund der Studie bilden Erkenntnisse und Modelle der Resilienzforschung.

Motiviert durch Erkenntnisse der Resilienzforschung, die auf den positiven Umgang mit Risikolagen aufmerksam macht, wird im Rahmen dieser Studie erforscht, wie jugendliche Migrantinnen und Migranten aus belasteten Familien mit dem Risiko Hauptschulabschluss umgehen. Die Grundlagen der theoretischen Rahmung zur Ressourcenorientierung und Resilienzforschung wurden bereits im ersten Teil des Beitrags vorgestellt.

Die zentralen Fragestellungen der ISS- Studie „Strategien erfolgreicher Lebensbewältigung von jugendlichen MigrantInnen“ sind:

Wie gehen Jugendliche und junge Erwachsene mit den Risiken „Hauptschulabschluss“ und „Migration“ um?

Welche Strategien entwickeln sie zu deren erfolgreicher Bewältigung?

Zielgruppe und Projektverlauf

Zielgruppe der Studie sind 18 – 21jährige mit türkischem Migrationskontext und (Spät-) Aus-siedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion.

Die Kriterien für „erfolgreiche Bewältigung“ werden beim klassischen Outcome angelegt: Bildungsaspiration, Lebensziele, Berufziele, Strategien zur Zielerreichung (hartnäckige Zielverfolgung, flexible Zielerreichung etc.)

Bundesweite Datenerhebung in einem quantitativen Teil mittels eines Fragebogens (n= 200 ehemalige HauptschülerInnen sowie Kontrastgruppen) und qualitativen Interviews mit aus-gewählten Fällen.

Eine hohe Vergleichbarkeit mit anderen Datensätzen mit ähnlicher Zielgruppe (z.B. DJI Übergangspanel) wird angestrebt.

Nach der Schulpflicht schließt sich bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres die Berufsschulpflicht an. Die untere Altersgrenze der Zielgruppe der Befragung ist hier festgesetzt. Die

Spannbreite reicht bis 21 Jahre, damit auch junge Erwachsene mit verzögertem Einstieg in weitere (Aus-)Bildungswege oder das Erwerbsleben die Chance auf Teilnahme an der Befragung haben. Die Auswahl des Migrationshintergrundes erschließt sich aus vielfältigen Studien wie PISA, die deutlich machten, dass SchülerInnen ohne Migrationshintergrund vor allem Realschulen und Gymnasien besuchen, fast jeder zweite Schüler türkischer Herkunft aber eine Hauptschule (und nur jeder achte das Gymnasium). Die Migrationskontexte wurden wegen der Höhe des Anteils an der Gesamtpopulation auf türkischen Migrationskontext und (Spät-)AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion eingegrenzt. Neben Unterschieden in Migrationssituation und rechtlichen Voraussetzungen sind auch die Verteilungen der beiden Gruppen an den Schularten sehr interessant.

Tab. H3-1: Migrantanteil 2000 in den Schularten der Jahrgangsstufe 9 nach Herkunftsregionen (in %)				
Migrationshintergrund/ Herkunftsgruppe	15-jährige nach Bildungsgang			
	HS	RS	IGS	GY
	in %			
Ohne Migrationshintergrund	16,6	38,6	11,6	33,2
Mit Migrationshintergrund	31,8	29,7	14,0	24,6
Davon:				
Türkei	48,3	22,1	17,0	12,5
Sonstige ehemalige Anwerbestaaten	30,0	31,4	13,6	25,1
(Spät-)Aussiedler (ehem. Sowjetunion)	38,4	33,6	9,8	18,2
Sonstige Staaten	20,5	29,3	15,5	34,6
<i>Quelle: PISA E 2000, eigene Berechnungen</i>				

Dem Bildungsbericht 2006 entnommen, Tabelle H2-3A (Auszug), S. 152.

Die unterschiedlichen Schullaufbahnen spiegeln sich auch in der Verteilung der Bildungsabschlüsse wieder, allerdings mit gewissen Verzerrungen aufgrund des zeitlichen Abstandes und den demographischen Entwicklungen zwischen den Jahrgängen, die in den Umfragen erfasst worden sind. Für die Altersgruppe 25-U35 weist der Bildungsstand 2005 unterschieden nach Abschlüssen und Herkunftsregionen bestimmte Charakteristika auf: Während 84% der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund einen beruflichen Bildungsabschluss erwerben, sind es bei den Spätaussiedlern 72%, bei türkischen Jugendlichen hingegen nur 43%.

Die relativ hohen Werte der Spätaussiedler mit Bildungsabschluss gegenüber den Durchschnittswerten für Personen mit Migrationshintergrund und darunter besonders derjenigen mit türkischem Hintergrund erklären sich u.a. durch die unterschiedliche Alters- und Zuwanderungsstruktur, v.a. dadurch, dass Spätaussiedler und ihre Angehörigen im entsprechenden Alter oft den Bildungsabschluss bereits im Aussiedlungsgebiet erworben haben und damit keine sprachlichen Barrieren zu überwinden hatten.

Projektverlauf

Projektlaufzeit: August 2006 bis Juli 2009

Konzeptualisierung und Schaffung des theoretischen Rahmens (Resilienz)

Explorative Interviews zur Fragebogenkonstruktion (Ende 2006 bis Anfang 2007)

Bundesweite Datenerhebung: 200 ehemalige HauptschülerInnen sowie Kontrastgruppen (2007)

Vergleiche mit anderen Datensätzen

Ausgewählte Qualitative Interviews im Anschluss zur Beschreibung von Prozessen (2008)

Datenauswertung und Berichtslegung

Erstellung & Verbreitung von Handlungsempfehlungen für die (sozial-)pädagogische Praxis

Verbreitung der Ergebnisse durch Berichte, Vorträge und Fachveranstaltung 2009

Erkenntnisse und Ergebnisse

Die Laufzeit des ISS- Projekts beträgt drei Jahre (August 2006 bis Juli 2009). In einem engen und kontinuierlichen Rückkoppelungsprozess mit der Praxis wird Relevanz und Bedarf sichergestellt. Der Zugang zu Feld wird über dieses Steuerungsgremium vermittelt, in dem Fachkräfte der Arbeiterwohlfahrt (Bundesverband sowie Gliederungen) vertreten sind. Des Weiteren begleitet und berät auch ein fachwissenschaftliche/–politische Beirat den Forschungsprozesses.

Folgende Erkenntnisse und Ergebnisse will die Studie liefern:

Informationen über den Umgang von Jugendlichen mit familiären und sozialen Risikolagen

Erkenntnisse über das Spektrum an Lebensbewältigungsstrategien von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Hinblick auf (Aus-) Bildung, Ziele und Strategien zur Zielerreichung

Erkenntnisse über individuelle Prozesse „positiver“ und kompetenter Lebensbewältigungsstrategien

Erstellung von Förderkonzepten für die (sozial-) pädagogische Praxis

Kontakt: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (ISS), Zeilweg 42, 60439 Frankfurt am Main: Tina Alike E-Mail: tina.alicke@iss-ffm.de, Hans-Georg Weigel (Projektleiter), E-Mail: hans-georg.weigel@iss-ffm.de

Literatur

Antonovsky, A. (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: Dgvt- Verlag.

Becker, R (2006) Bildung. Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Statistisches Bundesamt (S. 473 – 481) Bonn. BPP.

Bender, D., Lösel, F. (1998). Protektive Faktoren der psychisch gesunden Entwicklung junger Menschen: Ein Beitrag zur Kontroverse um saluto- versus pathologische Ansätze. In Margraf, J., Siegrist, J., Neumer, S. (Hrsg.), Gesundheits- oder Krankheitstheorie? Salu-

- to- versus pathogenetische Ansätze im Gesundheitswesen (S. 117 – 142). Berlin: Springer-Verlag.
- Gragert, N., Seckinger, M. (2007). Die Bedeutung der Resilienzforschung für die stationären Hilfen zur Erziehung. In Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorfs e.V. (Hrsg.), *Wohin steuert die Stationäre Erziehungshilfe?* (S. 119 – 148). München: Eigenverlag.
- Holz, G.; Richter, A.; Wüstendörfer, W.; Giering, D. (2006): *Zukunftschancen von Kindern, Wirkung von Armut bis zum Ende der Grundschulzeit*. Frankfurt am Main: Eigenverlag
- Konsortium Bildungsberichterstattung (2006). *Bildung in Deutschland. Ein indikatoren-gestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung und Migration. Bericht im Auftrag der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung*, Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.
- Michel, A. (2007). Wie kann der Schulausstieg verhindert werden? Gute Beispiele einer frühen Prävention. In Hofmann-Lun, I., Michel, A., Richter, U., Schreiber, E., *Schulabbrüche und Ausbildungslosigkeit. Strategien und Methoden zur Prävention*. (S. 13-72) München: DJI- Verlag.
- Michel, A. / Sattler, T. (2007) *Was Kinder und Jugendliche stark macht - Resilienz von jungen Menschen mit Migrationshintergrund*". In: *Interdisziplinäre Fachzeitschrift: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung der DGgKV*. (S. 90 – 107) Lengerich: PABST SCIENCE PUBLISHERS. Jahrgang 10. Heft 1.
- Opp, G., Fingerle, M. (2007). *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (2. völlig neu bearbeitete Auflage). München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Welter-Enderlin, R. / Hildenbrand, B. (Hrsg.) (2006). *Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände*. Heidelberg. Carl Auer Verlag.
- Wustmann, Corina (2004). *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. Weinheim Basel. Beltz Verlag.

Inhalt

Vorwort	1
I. Praxisbeispiele und Projektevaluationen	
<i>Hartmut Balsler / Cornelia Girod / Carlo Schulz</i> Gewaltprävention durch Verbesserung der Erziehungspartnerschaften Schule – Elternhaus	5
<i>Herbert Cartus / Conni Dinges / Silke Müller</i> „Kinder stark machen“	21
<i>Dirk Friedrichs</i> Teambildung zwischen Polizei, Schule und Jugendhilfe	35
<i>Michael Hamschmidt</i> Gesundheit und Prävention in Schulen	41
<i>Nina Heinrichs / Jens Gnisa</i> Das Projekt „Modellregion für Erziehung Recklinghausen“	57
<i>Lothar Kannenberg</i> Was bedeuten Rituale für Jugendliche? Die Methode Lothar Kannenberg	67
<i>Helmut Lockenvitz / Sabine Spies / Christian Oerthel</i> „PrinZ – Prinzip Zukunft“: Ein präventives Modell der Kooperation von Jugendhilfe und Schule	81
<i>Andrea Michel</i> Resilienz bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund	95
<i>Hildegard Müller-Kohlenberg / Michael Szczesny</i> Prävention im Grundschulalter geht auf die Vorläufermerkmale von Fehlentwicklungen ein	107
II. Forschungsberichte und Kongressgutachten	
<i>Friedrich Lösel</i> Prävention von Aggression und Delinquenz in der Entwicklung junger Menschen.....	129
<i>Christian Lüders / Bernd Holthusen</i> Gewalt als Lernchance – Jugendliche und Gewaltprävention	153
<i>Manuel Eisner / Denis Ribeaud</i> Markt, Macht und Wissenschaft; Kritische Überlegungen zur deutschen Präventionsforschung	173
<i>Wolfgang Melzer / Andrea Kruse</i> Gewalttätige und aggressive Schüler: Mobbing-Typologie und pädagogische Handlungsmöglichkeiten.....	193
<i>Ferdinand Sutterlüty</i> Was ist eine Gewaltkarriere?	207
<i>Wiebke Steffen</i> Gutachten zum 12. Deutschen Präventionstag am 18. und 19. Juni 2007 in Wiesbaden	233

III. Überblick zum 12. Deutschen Präventionstag

<i>Erich Marks</i>	
Der 12. Deutsche Präventionstag 2007 im Überblick	275
<i>Nadine Bals</i>	
Evaluation der Kinder- und Jugenduni 2007 anlässlich des 12. Deutschen Präventionstages	285
<i>Deutscher Präventionstag und Veranstaltungspartner</i>	
Wiesbadener Erklärung des 12. Deutschen Präventionstages	317
Die Autoren	323